



Dat woß ech jarnit, dat dat ne Ru-esedahl woahr... Alte Lintorfer Spitznamen — Eine Porträtgalerie

Lintorf ist bekanntlich mit Steingen bepfästert. Nimmt man noch die Familien hinzu, die mit den Steingen irgendwie verwandt sind —

die *Fink, Perpeet, Rosendahl, Doppstadt, die Sibrighausen, Mentzen, Speckamp*

dann bleiben von den „eentlichen“ Lintorfern nur wenige übrig. Sicher, es bleibt die Hoffnung noch, es bleibt der Trost, dass dieser Rest eines Tages auch versteinert sein wird.

Wer würfe, so betrachtet, nun den ersten Stein auf uns, wenn wir in dieser Nummer der „Quecke“ gleich ein gutes halbes Dutzend der Sippe erscheinen lassen:

Henricus, Wilhelm, Karl, Hermann, zwei Rudis und Christine Steingen, die legendäre „Pröisse Sting“ vom Busch.

Und noch etwas, wodurch die „Quecke“ zu einem heimatgeschichtlichen Kuriosum wird. Großvater, Vater und Sohn treten — welch eine Galavorstellung — gleichzeitig auf. Das wird, wir zweifeln nicht daran, bei einem Archivalen und Heimatforscher eines fernen Tages mehr Begeisterung auslösen, als wenn er am *Drüngen Emmer* das Petrefakt des ersten authentischen Lintorfer Sandhasen gefunden hätte.

Warum fragst du nach meinem Namen, der doch wundersam ist? (Richter 13,18)

Da? Dat woahr d'r Klabbet . . ." Und die Etymologen stehen vor einem schwierigen Problem. Denn um diesen Namen zu entschlüsseln, bedarf es mehr als der Kenntnis des Indogermanischen. Da muss man schon die „aule Lengtörper“ fragen. Und auch von denen wissen nur die Eingeweihten des Rätsels Lösung:

Begleitet von jovialem Tippen mit dem rechten Zeigefinger an den Hutrand, war sein Gruß stets nur ein und dieselbe Frage: „Klabb'et?“ Und so hieß er denn: „d'r Klabbet“.

Klabbet — nicht etwa d'r *Hömpels-Drickes* oder so ähnlich, denn *Klabbet* hatte zwar ein steifes Bein und hinkte infolgedessen. Das war aber nicht charakteristisch für ihn, sondern nur ein Schicksal, das er mit anderen teilte. Zufall. Vielleicht eine Kugel im Krieg... „Klabbet“ indes verewigt nicht nur des Trägers selbsterarbeitete Grußformel, sondern zeigt auch ein wenig, wie er war:

kurzangebunden, barsch, aber gutmütig und hilfsbereit. Klabbet fluchte gottserbärmlich, wahrscheinlich jedoch nur um zu tarnen, dass er keiner Fliege etwas zuleide tun konnte, was seinem Ruf als Hausschlächter sicherlich geschadet hätte.



Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Etwas Bezeichnendes wurde also zur Kennzeichnung benutzt, und es entstand, worüber der Träger sich nicht zu schämen braucht: ein Spitzname. Ja, der Benannte kann sogar stolz auf seinen Spitznamen sein. Denn einen Namen hat jeder. Man bekommt ihn verordnet wie eine Pille, die man zu schlucken hat, man erbt ihn wie ein altes Sofa oder rote Haare. Einen Spitznamen aber tragen nur wenige Auserwählte. Ihn muss man erst verdienen, ehe man ihn verliehen bekommt. Es ist ganz wie bei einem Orden. Nur, ein treffender Spitzname ist noch viel mehr. Orden, auch hoher und höchster Klassen, tragen immer mehrere. Ein Spitzname aber ist einmalig, nicht vorher gestiftet und dann angeheftet, sondern eigens und ausschließlich für den Träger geschaffen, auf ihn persönlich zugeschnitten und gemünzt.

Die Namensentstehung als konkrete, individuell zugeordnete Benennung ist bei uns schon seit Jahrhunderten einem Erb- und Pachtsystem gewichen. Allein die Spitznamen werden immer noch frisch aus der Form genommen, kantig und grantig und ungehobelt. Sie sind ein Rest aus der Frühe der Schöpfung:

„denn als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerlei Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, dass er sähe, wie er sie nannte; denn wie der Mensch allerlei lebendige Tiere nennen würde, so sollten sie heißen.“

Einmaligkeit und Schöpfungsnähe — Aspekte, unter denen sogar Spitznamen an Glanz gewinnen, die oberflächlichen Betrachtern als nicht gerade schmeichelhaft erscheinen. Wie zum Beispiel der vom „Puhp-Schwarz“, der seinen Namen einem Vorgang verdankt, welcher, glaubt man den Berichten, von der rauhen Komik alter Lustspiele gewesen sein muss. Als „d'r Puhp-Schwarz“ nämlich einmal „en Ledder erop mosden“, da . . . na, der geneigte Leser weiß schon. Aber sage und schreibe auf jeder Sprosse (so die Berichte) und in immer höheren Tönen (so die Berichte).

Das etwa waren die Ereignisse, denen „em aule Lengtörp“ um die Jahrhundertwende lokalhistorische Bedeutung zukam. Die Beurkundung hat dann ja auch nicht auf sich warten lassen. Der „hörbare Bauchwind“ — so ungefähr die lexikalische Definition der Sache — schien es den Lintorfern übrigens angetan zu haben:

Auch der erste Wirt des Kothen hieß allgemein „d'r Puhpköther“. — „M'r wohr noch nit so pingelich“, nannte die Dinge beim Namen, derb und direkt, und wusste im Übrigen, dass man selbst nicht gerade ätherisch war. Der bodenständige, fast noch pflanzenhafte, schöpfungsnähe Mensch schämte sich eben noch nicht (vgl. 1. Mos. 2,25). Ein Schelm also, wer Arges dabei denkt . . . Auch, wenn er Namen wie „d'r Pess-Si-epe“ oder „d'r Driet- Sent“ hört.

Für spätere Chronisten sei angemerkt, dass letzterer so hieß, weil das ständige Attribut dieses braven Mannes ein auf einem Wägelchen gezogenes „Adelsfaat“ war, welches selbes er allenthalben zu füllen trachtete.



Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Immerhin, auf diese Weise hatte er vortrefflichen Dünger für seinen Garten. Gewiss brauchte er sich nicht, wie es den „Queckefretern“, den damals durchweg bitterarmen Lintorfern also, spöttisch zugeschrieben wurde, vom örtlichen Nationalgewächs zu ernähren, der Quecke — laut Biologiebuch „eines der lästigen Ackerunkräuter“, das „em Lengtörper Sankbodem“ ausgezeichnet gedieh.

Lord und Wilddieb

Wir sehen: irgendetwas Ausgefallenes musste an sich haben, wer von den Lintorfer Miniatur-Shakespeares mit einem Spitznamen bedacht wurde. Und das Aussterben der Spitznamen ist wohl Zeichen für das Aussterben der Originale. Kein Wunder: der verwaltete und verplante Mensch, dem in jeder Zigarettenreklame ebenso markige wie langweilige Leitbilder entgegengehalten werden, der die Straße nur auf Zebrastreifen überqueren darf und in der Freizeit Formulare ausfüllen muss, der hat keine Gelegenheit, Extravaganzen zu entwickeln. Er muss sich nach der Decke strecken.

Das tat zum Beispiel „d'r Lorbeerallerbest“ (auch kurz „d'r Lorbeer“ genannt) nicht. Dieser Veteran von 70/71, Mitglied des Krieger- und des Schützenvereins, der sich selbst als „d'r Lord von d'r Hummelsbeek“ bezeichnete und der, wie ein Gutteil seiner Lintorfer Zeitgenossen, „beim Jraf em Bosch“ als Waldarbeiter (on Welddieb) beschäftigt war (zu einem funkelnagelneuen Forstadjunkten):

„Ech hann mieh Riehe jeschoete als Ihr jesenn had“),

Dieser wackere Lord also trug auch da noch den Bart des ersten Wilhelm, als schon der zweite und Waidmann von eigenen Gnaden Deutschland bzw. sein Bart die Mode regierte, und er war auch da noch kaisertreu, als Wilhelm Zwo schon in Holland weiterresidierte. (Lorbeers taktvoller Kommentar zu diesem für viele Zeitgenossen unfassbaren Ereignis: *„Darüber schweischt die Jeschichte still. . .“*)

Seine patriotischen Reden wurden bei allen Gelegenheiten gern gehört, obwohl ein jeder sie schon kannte. Aber alles wartete gespannt auf seine großen rhetorischen Momente, wenn er die Heroen der deutschen „Weltjeschichte“ (sein Lieblingswort) Revue passieren ließ, ihre Taten lobte und bei jedem dann feierlich resümierte: „Lorbeer allerbest!“ Fast expressionistisch also.

Dass die Lintorfer diesen Inbegriff des höchsten Lobes zum Spitznamen ihres Cicero erkoren, spricht für ihren kritischen Sinn, dass sie den Redner trotzdem unverdrossen seinen Lorbeer allerbest verteilen ließen, spricht für ihren Humor.

Solchen Humor beweisen eigentlich alle noch bekannten Lintorfer Spitznamen. Die Benannten waren nicht Zielscheibe des Spottes, sondern Objekte des augenzwinkernden, gutmütigen Witzes, allenfalls der derben „Veräppelung“. — Die Spitznamen sind Zeugnis genauer Beobachtung und der treffenden, karikierenden, aber nie verzerrenden Zusammenfassung des Beobachteten mit „spitzem“ Stift. Manchmal mittels eines grotesken Purzelbaums.



Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

So hieß ein lebhafter Zappelphilipp und „Wibbelstetz“ nur: „d’r Spaddel-Hannes“, sein Gegenteil: „d’r Mü-ede“. Ein Mitteldings zwischen diesen beiden war „d’r Lake-Fell“. Denn: „Dat woahr kenne Soldat, on dröm jeng dä so schlodderisch wie e Lake .. — Baron Ernst von Heyer war da natürlich ganz anders. Belle Epoque am Dickelsbach. Hobbies: Schöne Pferde, schöne Frauen. Idealer Lebenszweck, „Ech hann immer verstange, e Jröschke te verdiene on e Jröschke uht-tejehwe. ..“. Werbeslogan: *Keine Feyer ohne Heyer*. Sein Beruf: eigentlich alles nur so nebenher; Schwerpunkt: „Pädshangel“.

Wenn er in diesem Zusammenhang wieder mal „ne Rassemann“ hatte, machte sein „Joldfasänchen“ ihn fein: Krawatte ä la mode und Melone. Und dann fuhr er „mem Jicksken“ durchs Dorf: perfekte Zügelhaltung und elegante Bogenpeitsche — von einem echten Baron nicht zu unterscheiden. Im Alter sattelte der Baron um — auf eine Würstchenbude. „D’r Lack woahr af“, als er beim Hochwasser 1954 in „d’r Mühlebeek“ fiel.

Zwei Silben — ein Programm

Ein Meisterwerk in der Lintorfer Porträtgalerie ist der Name Eitei. —

Zwei Silben, ein Programm. Denn wer sieht nicht „d’r Eitei“ lebendig vor sich, wenn er diesen Spitznamen hört, obwohl wahrscheinlich nur der liebe Gott weiß, wie es zu diesem Lintorfer Dadaismus kam. überflüssig zu sagen, dass „Eitei“ ein schwächtiger, unbedeutender „U-esel“ war — der aber seiner ihm anvertrauten Aufgabe als Linienrichter auf dem Fußballplatz größere Wichtigkeit zumaß als je ein Minister seinem Amte. Der Name fügte sich so widerstandslos dem Typus und Charakter an, dass man sagen darf: Wer „Eitei“ heißt, kann gar keinen anderen Namen tragen. — Parallel liegen die ebenso rätselhaften wie eindeutigen Fälle des kleinen „Fauz“ und des auch nicht gerade hünenhaften aber unwirschen Küsters „Öko“.

Diese drei Spitznamen zeigen höchste Meisterschaft in der Lautbehandlung. Sie malen mit Klängen, „wie dies der große Lyriker und das kleine Kind tut“. Insofern sind sie Ausnahmen unter den Lintorfer Spitznamen. Denn die übrigen malen mit Anspielungen, lehnen sich an Begriffe an. Doch klangvoll sind auch sie. Freilich, es sind nicht gerade „Namen gleich ausgeschütteter Salbe, darum die Jungfrauen lieben“, wie es bei Salomo heißt. Schon eher — so ähnlich steht’s in einem plattdeutschen Buch der Barockzeit — „aule Pött, die mr jejen de Wäng schmitt“. Aber ist das etwa nicht klangvoll?

Zum Beispiel: „Pieljradop“ — der Mann mit dem aufrechten Gang . . . Zwar, kein reines Klangbild wie „Eitei“, ein Begriffsbild („pieljradop wie en Bu-ene-staak“), aber Musik in den Ohren der „aule Lengtörper“.

Nebenbei: Dass ein stramm aufrecht Gehender sogleich einen Spitznamen erntete, zeigt, dass solche Fortbewegungsart bei den hart arbeitenden Köttern und Waldarbeitern Lintorfs nicht gerade die Regel gewesen sein wird. —





Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Das Gegenstück vom „Pieljradop“ war ein kreuzbraver Sattler vom Soestfeld, dessen Hauptbeschäftigung darin bestand, in den Häusern alte Matratzen zu flicken. Er ging tief nach unten gebeugt und half jedes Mal mit einem Ruck des ganzen Körpers nach, wenn er ein Bein nach vorn setzte, so, als wolle er es für lange Zeit dort installieren. „Dä deuden so vor sech hen“, sagten die Lintorfer und nannten „Pieljradops“ Pendant: „d’r Deudrop“ . . . Eine vollendete psycho-physiologische Studie in einem Wort.

Fehler auf dem Standesamt

Was für die Kuh der Maggi-Würfel, ist für die Type der Spitzname: Sie ist konzentriert darin enthalten . . . Ein Geizkragen und karger Filz hieß „d’r Kno-ek“; ein kleiner harm- und anspruchsloser Fußballer, der aber nie ohne ungeheure Mengen „Pröffko-eke“ in den Kampf zog, hieß „d’r Streusel“; der alte Förster Mentzen, Grimmbart und Kritikaster seines Zeichens, wurde ausschließlich „d’r Hippe-Mense“ genannt, weil er ja immer etwas zu meckern hatte; ein absonderlicher Hausierer mit langem, ungepflegten Bart lief unter „Tokus-Honnen“ durch die Weltgeschichte, vielleicht in lautlicher Anlehnung an Hokuspokus, denn viel mehr hatte der Honnen in seinem Bauchladen nicht feilzubieten. Mit Hokuspokus verwandelten die Lintorfer auch den martialischen Namen des Schutzmanns Kreifels, der wie ein Trompetenstoß klingt, und der so gar nicht zu diesem friedfertigen Ordnungshüter passen wollte. Hatte er einmal einen Bösewicht ertappt, dann war seine einzige Sorge anstatt Meldung etc. pp. nur die: „Kömmer dat nit angesch make?“ So wurde der Trompetenstoß gegen das gemütlichere „Wiekes“ eingetauscht — nur die Korrektur eines Fehlers auf dem Standesamt.

Ein Beispiel, das allerdings nur bedingt in diesen Zusammenhang gehört. Denn obwohl es allein des Schutzmanns Schutzmarke war („Wiekes, dat woahr mer d’r Kreifels“), ist dieser Name doch die allgemeine (wenn auch kaum gebräuchliche) Dialektform des Namens Ludwig. Niemand wird jedoch leugnen: Es handelt sich, speziell auch im Hinblick auf den Fall Ludwig Kreifels, um eine erwähnenswerte Spitzenleistung des „Mönkesmaß - Make“, wenn die Lintorfer ein Wort, das immerhin von dem eindrucksvollen althochdeutschen hlut wig (= berühmt im Kampf) stammt, zu „Wiekes“ entwickelten.

Ein vergleichbares Kunststück ist vielleicht nur noch die Abwandlung des hebräischen „Jehöhänän“ über französisch „Jean“ zu „Schang“ oder „Schäng“. (Nächst seinem Vater verdankt der Verfasser übrigens einem Schang die meisten Hinweise zu dieser Untersuchung.)

Ähnlich wie beim „Wickes“ verhält es sich mit „Stenkes“. Auch das ist nur eine Dialektform: die des — mündlich erst in Lintorf jüngerer Zeit gebräuchlichen — bürgerlichen Namens der alteingessenen und weitverzweigten Familie Steingen. Ein kleiner Abstecher zum „Stenkes“- oder „Stinkesberg“ sei hier gestattet. Der verdankt wahrscheinlich demselben Dialektwort seinen Namen.



Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Volkswitz verkleinerte die ansehnlichen „Kawenzmänner“ auf der Bergkuppe zu Steinchen und nannte den ganzen Berg danach.

Von den Spitznamen abzugrenzen sind auch die mit den alten Flurnamen gebildeten Herkunftsbezeichnungen, wie zum Beispiel: „d'r Fretz vom Brang, et Preuße-Sting, d'r Beeker-Buer“. Das waren also ein Friedrich, der Am Brand, eine Christina, die Am Preuß, und ein Agronom, der auf dem Beeker-Hof wohnte.

Surrealismus

Als Spitzname anzusehen ist aber wohl die Verballhornung des Namens eines langjährigen und angesehenen Lintorfer Bürgermeisters: Aus Karl Zurlo machten die Lintorfer unter Federführung der Skatspieler „Karo solo“. Umgekehrt, wenn irgendwo in einer Wirtschaft ein Karo solo gespielt werden sollte, dann hieß es nur: „Karl Zurlo“. — Apropos Bürgermeister: Die rätselhafte „Rivalität“ zwischen „Bosch on Dörp“, die von einigen namhaften Forschern auf vorgeschichtliche Stammesunterschiede zurückgeführt wird und die sich in so mancher von „de Pänz met Bu-enestaake“ ausgefochtenen Fehde äußerte, diese Rivalität brachte es mit sich, dass der separatistische Norden einen eigenen „Börjermeister vom Bosch“ hatte. Der Streit der Gelehrten, ob das als Amtsbezeichnung oder als Spitzname anzusehen sei, ist noch nicht entschieden.

Zwei Kabinettstücke unter den Lintorfer Spitznamen dürfen nicht vergessen werden, „et Brett-üll on et Ste-in-üll“. Mit diesen Surrealisten wurden die beiden unverehelichten Schwestern des „Puhpköther“ bezeichnet, von denen Theo Volmert vermutet, dass ihnen die Lintorfer in einem Schönheitswettbewerb wahrscheinlich wenig Chancen eingeräumt hätten.

Von d'r Brett-Üll und d'r Ste-in-üll ist, das sei noch schnell eingefügt, eine herrliche Anekdote überliefert. In ihren Dorfköthen kam eines Tages „ne fe-ine Här“. Eine der beiden Grazien nahm die in vornehm näselndem Französisch vorgebrachte Bestellung entgegen: eine Tasse Bouillon... Darauf in der Küche großes Beratschlagen der zwei, die wahrscheinlich auch mit Geistesgütern nicht allzu reichlich bedacht waren: „Do es ne Här, dä well en Tass Bujong hann odder wie dat hieß. Wat es dat? — We-it ech doch nit. — Jo, wat make m'r dann do ? — Hooch, sareme mer, dat Faat wör noch nit aanjesto-eke . .

Spitznamen dienen auch der Unterscheidung, Zum Beispiel der zahllosen „Wellems“. — „Do jowet ne Schneuze-Wellem, ne Lüch-Wellem on ne Ferkes-Wellem“. Von den „Pitters“ hieß „ne Mürer: d'r Spieß-Pitter“, und vom Fink-Clan nannte man einen Textilwarenhändler „d'r Läppkes-Fenk“. — In feiner Abstufung dazu rangierte ein Lumpensammler unter „Hoddels - Hannes“.

(Übrigens: wie es beim Schang die davon streng gesonderte Umlautform Schäng gibt, hat auch der Hannes seinen Hännies. Ein Hännies ist zum Beispiel der „met de decke Zing“, dessen Mutter „et Minna Lustich“ war.)



Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Wie dem Lämpkes-Fenk und dem Hoddels-Hannes brachte der Beruf auch einem Bäcker, der Am Preuß wohnte, seinen Spitznamen ein. Er hieß nämlich, weil er, ganz im Gegensatz zu seiner stattlichen Figur, fast ausschließlich verkrüppelte Brötchen buk, nur „d'r Frütt“. Denn: „Frütt, dat es (laut Platt-Papst Schang am Kalter) su e klein, dröch Schrömmelsdenk“.

Mit einer ausgeprägten Eigenart trat auch ein Insasse des alten Asyls an die Öffentlichkeit: Er konnte schreien wie ein Esel, wiehern wie ein Pferd und — seine Glanzrolle — krähen wie ein Hahn. Wenn ihn die „Blare“ aufstachelten: „Äjust, kri-en emol“, dann erbleichte jeder Lintorfer Gockel vor Neid. Er wird darum seinen Spitznamen „d'r Kri-en Äjust“ mit Stolz getragen und als Bestätigung seiner seltenen Kunst aufgefaßt haben.

Man könnte noch so manches zum Thema Spitznamen erzählen. Die Liste ließe sich noch verlängern, und auf manche Namen muss erst noch der Staub der Archive fallen, da die berühmte Ähnlichkeit mit tatsächlich existenten Personen eben nicht zufällig ist. Soviel ist aber wohl deutlich geworden: Sie zaubern ein plastisches Bild des „aule Lengtörp“ und seiner Quiekefreeter vor Augen: Klabbet, Puhp-Schwarz, Puhpköther, Pess-Si-epe, Driet-Sent, Lorbeeraher-best, Spaddel-Hannes- Mü-ede, Lake-Feh, Baron Ernst von Heyer, Eitei, Fauz, Öko, Pieljradop, Deudrop, Kno-ek, Streusel, Hippe-Mense, Tokus-Honnen, Wiekes, Karo Solo, Börjerme-ister vom Bosch, Brett-Üll, Ste-in- Üll, Schneuze-, Lüch- und Ferkes-Wellem, Spieß-Pitter, Lämpkes-Fenk, Hoddels-Hannes, Minna Lustich, Frütt, Kri-en Äjust.

Die Spitznamen gehörten zum Straßenbild wie „Hönner on Päd“ und überdeckten zuweilen gänzlich die „Amtsbezeichnung“. Eben, weil sie treffender und anschaulicher waren, kein Zufallsprodukt, sondern gezielt geprägt. Und so manchem ging es wie jener Eingeborenen-Oma „ut em Bosch“ im Falle „Spaddels-Hannes“: „Dat woß ech jar nit, dat dat ne Ru-esedahl wohr . . .“

Rudi Steingen jun.

Die ju-ede auleTiet

Bei der Prösse Sting in dr Wietschaft

Die ju-ede aule Tiet wor ja nitt so jut, wie sech die Lütt datt fürstelle. Secher, die Lütt woren tefriede, se läffden su reit on schleit, von watt se hadden. Te Eete on te Dreenke hadde se jo waal all, äwer dat bare Geld wor doch arg knapp. Öm och an bar Geld te kuhme, wuhd alles verkoppt, watt se messe konnden. Em Fröhjahr wuhde de Eeze un de Dicke Buhne no Möllern nam Maat gebreit, öm datse nitt su föll te pöngele hadden, wuhden de Eeze on de Dicke Buhne utgedöppt, denn de Schülle wor onnützige Ballast, weil alles met dr Schufkaar gefahre wede moss.



Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Die Lütt woren en der Tiet jo waal all jut te fuht, äwer wemmer bedenkt, datse ob de Blotsche no Möllern liepe, es datt doch hütt ko-em te glö-ewe. Bruhd on Weck dieden de meiste Lütt doch selwer backe. Eh Backes wor doch an jidem Huhs, wie och Stall on Schür do wor. Et solle Lütt gewest sin, die, wenn se schleid em Schuß wore un dr Doktor spare wollden, en et Backes krope, om te schwe-ite. Su moß alle nenge gespart werde. Et jov och noch lang nitt on ji-edem Huhs en Ze-itung; ischtens konnden se die Ze-itung nitt betahle, on tweddens konnden se och nitt all lese.

In dr Wietschaft be dr Prö-isse Sting do wor en Zeitung, do wuhd se gelese on üwer alles diskutiert. Me-istens wor et suh, dat dr aule Stefan Nüsser de Ze-itung fürlese diet. Wenn he dann he-i on do e paar Wöht verschluckden, rief der aule Witte: „Lees et noch e-imol, datt han ech noch nitt begri-epe.“ Dr Stefan Nüsser trock e paarmol an sinne Eedemutz on diet dann Widder leese. Et wuhden dobe-i e paar Klore je- dronke, on weil et Geld knapp wor, wuhden van mansch-e-inem för 2 Penning Zuckerwaater gedronke.

Do diet sech kenne för schahme, se wollten doch et Nö-iste ut der Ze-itung wi-ete, on be dr Präisse Sting moß doch jett verteert weede. Mär dr Hoddels Hannes, de dronk immer e paar Klore mie, wie he verdrare könnt, on dann fing he an te krakehle on ann te stänkere. Wenn et dann te doll wuhde on he och noch nixnötzig wuhd, dann riep dr aule Mauracher, de out Tirol wor, on nitt so jut Lenktörper Platt kalle könnt, „schmeiß den Hoddel im Bach“. Dann wude dr Hoddels Hannes an Kopp on Fü-et gepackt, on ende Zechebeek, die immer bödig voll wor, e paarmol erengezoppt. Wenn se dann e paar Dag speder wi-er be dr Präise Sting wore, wor da alles wier verjehte, se hiele sech nix noh on verdrure sech wi-er. Dat wor die ju-edede aule Tiet, die doch nitt so jut wor, wie die Lütt et denke.

Jean Frohnhoff am Kalter

